

„Also nye ihr seid sehr cool“

Lucia Engombe über sich und die, die einst DDR-Kinder genannt wurden

MARIANNE ZAPPEN-THOMSON
University of Namibia

Einleitung

In den vergangenen 20 Jahren sind zahlreiche Dokumentarfilme und viele Bücher über die Kinder, die man DDR-Kinder nannte, gedreht, bzw. geschrieben worden. Das erste Fernseheteam, das sich mit ihnen befasste, war ein Team vom DDR-Fernsehen DFF, das sie kurz vor Ende ihrer Zeit in Staßfurt besuchte.

Nach ihrer Rückkehr nach Namibia wurde es dann ganz extrem. In ihrem eigenen Buch zu diesem Thema „Die ‚DDR-Kinder‘ von Namibia - Heimkehrer in ein fremdes Land“ schreibt Constance Kenna bezeichnenderweise:

Seit der Repatriierung der DDR-Kinder schenken ihnen die Medien viel Aufmerksamkeit. Die namibischen Medien zeigten nur in den ersten Wochen und Monaten das größte Interesse daran, seither sind es vorwiegend bundesdeutsche Fernseheteams und Zeitungsjournalisten, die immer wieder das Thema DDR-Kinder entdecken. [...] Die meisten Berichte tendieren dazu, das unglückliche Schicksal der DDR-Kinder zu betonen und sich mit negativen Aspekten ihrer Geschichte zu befassen. [...] Mittlerweile haben einige von ihnen schon Routine im Geben von Interviews und sprechen sehr gekonnt über ihre Geschichte, manchmal schon fast theatralisch. Dadurch verzerren allerdings einige Medienberichte in manchen Punkten die Wahrheit. (Kenna 2004:59)

Fairerweise muss hier erwähnt werden, dass Constance Kenna in ihrem Buch die Jugendlichen selber zu Wort kommen lässt und auch den Wunsch äußert, dass „die DDR-Kinder eines Tages ihre ganze Geschichte selber erzählen werden, was sie nach eigenen Angaben vorhaben“ (Kenna 2004:9). Genau das hat Lucia Engombe mit ihrem Buch *Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee*¹ erfolgreich getan.

Zu den Filmen, die sich mit den inzwischen jungen Erwachsenen befassen, gehört u.a. der Film „Omulaule heißt schwarz“ von Beatrice Möller, Nicola Hens und Susanne Radelhof, der 2003 gedreht und regelmäßig in Deutschland gezeigt wurde. Der neueste Dokufilm „Die Osis von Namibia“ von Klaus-Dieter Gralow, Roger Pitann und Hans Thull wurde erstmals im August 2006 dem Publikum vorgestellt. Allerdings machen die ehemaligen DDR-Kinder den Medien den Vorwurf, sie oft nur als Kollektiv betrach-

tet zu haben und das ganz persönliche Schicksal eines jeden Einzelnen ausgeklammert zu haben (*Allgemeine Zeitung*, 21.06.06, 9). Aus diesem Grund haben sich auch einige geweigert, bei den Dreharbeiten mitzumachen.

Viel Zeit, Kraft und Überzeugungsarbeit war erforderlich, um für den Beitrag "Die Osis von Namibia" Protagonisten unter den inzwischen erwachsenen jungen Frauen und Männern zu gewinnen. Immer wieder der gut nachvollziehbare Einwand: "Nein, wir wollen nicht mehr, zu oft hat man das, was wir gesagt haben, verfälscht wiedergegeben, in anderem Zusammenhang gezeigt und tendenziös kommentiert.

heißt es zum Beispiel auf der Webseite zu dem Film (<http://www.svz.de/magmv/24.06.05/osis/osis.html>).

Lucias Weg

Lucia Engombe erzählt in ihrem Buch *Kind Nr. 95* ihre persönliche Lebensgeschichte, oder wie sie es nennt, ihre „deutsch-afrikanische Odyssee“. „Afrikanisch“ ist diese insofern als sie, die im Ovamboland geboren wurde, mit ihren Eltern nach Sambia geflüchtet war, dann über Angola ausreiste. „Deutsch“ bezieht sich hier in erster Linie auf die ehemalige Deutsche Demokratische Republik (DDR), aber schließt in gewisser Weise auch das Deutschtum in Namibia mit ein. Dass sie diesen Lebensweg als Odyssee bezeichnet, also als „Fahrt in die Irre, vergebliche Suche nach dem richtigen Weg“ (Wahrig digital) zeigt deutlich, dass hier ein problematischer Selbstfindungsprozess angesprochen wird.

Im Dezember 1979 fliegt Lucia mit 79 anderen Kindern und 15 Erwachsenen in die DDR, wird dort im Schloss Bellin in der Nähe von Güstrow untergebracht und soll zur Elite der SWAPO² erzogen werden „Schließlich sprach er zu uns, den »Soldaten von Sam Nujoma«: »Ihr seid die Elite des neuen Namibia«, sagte er. »Deshalb müsst ihr fleißig lernen. Damit ihr bereit seid für ein freies Namibia« (101). Der Alltag ist von nun an gekennzeichnet durch politischen Drill und Appelle, dennoch findet Lucia auch immer wieder Gelegenheit in die Welt der Märchen einzutauchen, „(w)ir beide flohen lieber als wir besser lesen konnten, in die Märchenbücher.“ (112) Zu einigen der deutschen Erzieherinnen hat Lucia kein besonders gutes Verhältnis. Meme³ Margit z. B. schlägt und tritt (94) Lucia, Meme Edda schikaniert sie, „(i)ch kann deine hässliche Stimme einfach nicht ertragen!“ (108), Meme Hanna dagegen lädt die Kinder am Wochenende zu sich ein und Meme Paula „deckte uns liebevoll zu und gab auch mal einen Gutenachtkuss“ (113). Im Ferienlager spielen die namibischen Kinder zum ersten Mal richtig mit deutschen, denn in der Schule finden die Kinder es ganz normal, „dass wir unter uns blieben und nicht gemeinsam mit den Kindern aus Zehna unterrichtet wurden“ (90). Obwohl generell viel strenger als die deutschen, lieben die Kinder ihre namibischen ErzieherInnen sehr, bis auf Teacher Jonas, „(w)ir alle waren ihm ausgeliefert und zu Respekt verpflichtet“ (144).

Im Juli 1985 heißt es Abschied nehmen von Bellin und nach Staßfurt fahren. „In diesem Augenblick spürte ich, dass ich nirgendwo richtig hingehörte“(162). In Staßfurt treffen die Namibier auf mosambikanische Jugendliche, einige der Mädchen verlieben

sich zum ersten Mal. Doch als bekannt wird, dass man das Baby von Glory abgetrieben hat, denn das ist „(e)ine Schande für ihr Land“ (200), merkt Lucia „(i)rgendwie stimmte etwas in meiner Welt nicht“ (203). Als nächstes großes Ereignis steht die Jugendweihe auf dem Programm, denn „(m)it der Jugendweihe tretet ihr in die SWAPO Youth League ein“ (225). Und dann plötzlich die Nachricht, die die Welt bewegt, die Mauer in Berlin ist offen; „(d)ie Berliner feierten mit Sekt auf den Straßen und freuten sich, von einer Seite der geteilten Stadt auf die andere hinüberwechseln zu dürfen“ (242). Doch mit dem Fall der Mauer kommt auch der Fremdenhass, „(e)uch Schwarzen geht es gut und wir können sehen, wo wir bleiben!“ (252). Auch Rufe wie „Ausländer raus!“ sind zu hören. „Die Grenze zwischen den beiden deutschen Staaten war gefallen, doch unser Zaun war eigentlich höher als je zuvor“ (255). Obwohl sie ja für Namibia erzogen werden, trifft die Nachricht: „Ihr werdet Ende August nach Namibia zurückkehren“ (266) sie doch völlig unerwartet.

Sie kommen in ein Land, das ihnen trotz Geographieunterricht fremd ist, so fremd, dass Lucia dem Piloten der Air Namibia Maschine zurufen will „dies ist nicht mein Land“ (271), dennoch ist sie „neugierig und voller Erwartung“. Endlich wird auch sie von ihrer Mutter abgeholt und raus aus Windhoek, nach Brakwater auf eine Farm gebracht, die die Mutter leitet. Die Zeit auf der Farm ist für Lucia eine Plage, darum ist sie glücklich als die Mutter endlich ankündigt, dass sie in eine gute Schule soll. Lucia kommt an die DHPS⁴. Ihr Vater, von dem sie in der DDR ständig gehört hat, dass er ein Verräter sei, auch schon tot sei, soll am Tag ihrer Ankunft versucht haben „das Flugzeug des Präsidenten abzuschießen“ (307). Lucia kann die Wut ihrer Mutter nicht nachempfinden. „Ich liebte meinen Vater jetzt, da ich wusste, dass er lebte, noch viel mehr“ (308). In den nächsten Wochen erfährt Lucia, dass ihr Vater Gründer der SWAPO-Demokraten ist (310), dass ihre Mutter offensichtlich ein Verhältnis mit Sam Nujoma hat (314), dass ihre Eltern seit 1987 geschieden sind und dass sie zu Weihnachten ins Ovamboland soll. Lucia ist mehr als nur verwirrt. Sie trifft ihren jüngeren Bruder, der sichtlich unglücklich ist und Lucia erkennt, dass sie die Ovambo nicht begreift „Man schob seine Kinder hin und her und brachte sie bei allen möglichen Verwandten unter. [...] Es war alles so verwirrend“ (320). Lucia schafft das Schuljahr nicht und muss die DHPS verlassen. Mit bangem Herzen fährt sie zur Mutter, doch die ist nicht da, sie ist mit einer SWAPO-Delegation nach Sambia gefahren: „Wieder hat meine Mutter mich vergessen“ (331). Dafür treten Horst und Regine, ihre Pflegeeltern, in ihr Leben. Sie melden Lucia an der DOSW⁵ an, wo sie Ende 1994 ihren Schulabschluss macht.

Inzwischen möchte Lucia endlich ihren Vater kennenlernen. Sie reist noch einmal ins Ovamboland, trifft dort auch ihre Schwester Jo wieder, und ihr Vater berichtet über die weniger rühmlichen Strategien der SWAPO während des Befreiungskampfes (358). Obwohl sie entsetzt ist, dass ihr Vater ein intimes Verhältnis zu der jungen Kanaso hat, „Vater, ein Sugar-Daddy, der Mädchen meines Alters nachstellte!“ (366), kann sie ihn und auch ihre Mutter nach diesen Begegnungen besser verstehen und ihnen sogar verzeihen.

Identität, Kultur und Sprache

Dieser lange Weg lässt erkennen, dass Lucia Engombe und mit ihr die anderen Kinder ungewollt zum Spielball der Politik wurden. Ungefragt kamen sie in die DDR und ungefragt wurden sie – ohne Schulabschluss – in das inzwischen unabhängige Namibia geflogen, weil es die DDR nicht mehr gab und für sie in dem neuen Deutschland kein Platz mehr war.

Die Frage, die sich aus dieser Odyssee ergibt, ist die nach der Identität Lucias, so wie sie sie in ihrem Buch zu erkennen gibt. Die Identität eines Menschen hat laut Duden zu tun mit dem „Existieren von jemandem, als ein Bestimmtes, Individuelles, Unverwechselbares; (Psychologie.) die als »Selbst« erlebte innere Einheit der Person“ Duden - Das Fremdwörterbuch, 8. Aufl. Mannheim 2005 [CD-ROM]. Eine wichtige Rolle spielen bei der Entwicklung der Identität unter anderem Gruppenzugehörigkeit, die Sprache und die Kultur einer Person. Wenn diese Person aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen wird, aus welchen Gründen auch immer, ist sie gezwungen, sich mit anderen kulturellen Gewohnheiten als den eigenen auseinander zu setzen. Dies kann eine positive Erfahrung sein, wenn man in der neuen Gesellschaft akzeptiert wird, oder es wird ein negatives Erlebnis, wenn man ausgestoßen wird.

In seinem Buch „Identität und Identifikation“ behauptet Rainer Schnell

Mit steigender Anzahl erfolgreich absolvierter Interaktionen mit „neuen“ Reaktionsmustern sinkt die Ausübung traditioneller kultureller Gewohnheiten. Verlaufen die Interaktionen mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft erfolgreich, so ist in diesem Fall langfristig mit identikativer Assimilation zu rechnen. Im Regelfall dürfte dies zu einer sinkenden Identifikation mit der eigenen ethnischen Gruppe führen. (1990:12)

Dies gilt generell für Menschen, die in einer „normalen“ Gesellschaft aufwachsen, doch bei den DDR-Kindern fand dieser wichtige Entwicklungsprozess in einer künstlichen Internatsumgebung statt. Weder in Bellin noch in Staßfurt hatten sie Kontakt zu der dort lebenden Gesellschaft. „Von Bellin und seinen Bewohnern [...] wussten und sahen wir lange Zeit nichts“ (51).

Kinder wachsen in Familien auf, die ihrerseits Teil einer Gesellschaft sind und erlernen hier die kulturellen Grundregeln. Das heißt, sie verinnerlichen Normen und Werte, die dann später ihr Handeln und Denken prägen. Auf diese Art und Weise entwickelt sich ein Gefühl der Zugehörigkeit und daraus letztendlich ihre Identität.

Juliane U. Okuesa (2005:21) stellt dies folgendermaßen dar:

Die Basispersönlichkeit wird (in jungen Jahren) innerhalb einer Kultur gebildet und bildet auch gleichzeitig die Basis seiner Identität. Im Rahmen einer (kulturellen) Bezugsgruppe ergibt sich die Möglichkeit, durch Rückmeldungen anderer Mitglieder aus der Bezugsgruppe seinen eigenen Wert zu erfassen.

Das bedeutet, dass der Mensch in einer Wechselbeziehung zur Kultur steht, sie beeinflusst ihn. Aber weil es sich bei Kultur weder um ein abgeschlossenes System handelt, noch um etwas lediglich Vergangenes, beeinflusst er seinerseits auch die Kultur. Es ist

ein dynamischer Prozess. Die Kultur umfasst also alle Lebensbereiche eines Menschen und formt sein Denken und seine Interpretation gewisser Situationen. Sein Verhalten bei der Begegnung mit Fremden/m wird durch sie bestimmt, ebenso wie seine Wertvorstellungen. „Kultur kann zum einen als Ausdruck von Lebensformen und –ansichten beschrieben werden, die sich stets weiterentwickeln, zum anderen als identitätsbildender Faktor“ (Okuesa 2005:21).

Da die Kinder, wie dargelegt, in einem Alter, in dem sie noch sehr formbar waren, in die DDR kamen und in der wohl kritischsten Phase der Identitätsbildung – nämlich der Pubertät – dort herausgerissen wurden, ist nicht abzustreiten, dass dieser Prozess bei ihnen anders verlaufen ist und sich ihre Identität und Kultur anders manifestiert.

Bei Lucia selber sehen wir das immer wieder, wenn es um ihr Geburtsdatum geht. Kinder prägen sich ihr Geburtsdatum unter anderem dadurch ein, dass sie es mit der Geburtstagsfeier in Verbindung bringen. Doch Lucia stellt fest: „Geburtstag? Den hatte ich nie zuvor gefeiert“ (32). So nimmt sie nach ihrer Ankunft in Bellin das von der Erzieherin vorgeschlagene Geburtsdatum „»(d)u siehst nach 1973 aus, ja du könntest im März geboren worden sein. « Als Tag wählte sie den 19. aus“, widerstandslos an (45). Entsetzt ist Lucia, dass ihre Mutter, als sie zu Besuch in Bellin weilte, ihr zwar mitteilt, dass der 19. März nicht ihr richtiger Geburtstag sei, ihr dann aber das genaue Datum nicht sagen kann, „Meine eigene Ma wusste nicht, wann ich geboren worden war“ (85). Vollends durcheinander ist sie, als sie fünf Jahre nach diesem Vorfall von der Mutter eine Karte erhält, auf der nur vermerkt ist „Du bist am 13. Oktober 1972 geboren“ (181). Dies verunsichert sie umso mehr, als sie gerade auf ihrem alten Impfpass aus Sambia gesehen hatte, dass dort als Geburtsdatum „der 7. Oktober 1975 eingetragen“ ist (180). Lucia versteht nun gar nichts mehr und entscheidet kurzerhand, dass ihr Geburtsdatum der 13. Oktober 1973 ist. Dies bringt wiederum ihre Mutter in Rage als sie Lucia nach deren Rückkehr an der DHPS anmelden will. Von da an akzeptiert sie den 13. Oktober 1972.

Während Kinder in einer Familie als Mitglieder derselben aufwachsen und sich im Vergleich zu den älteren oder jüngeren Geschwistern definieren, fällt auf, dass Lucia sich als Mitglied einer Gruppe definiert. „Wir waren in dieser ersten Runde 13 Kinder, aus denen eine Gruppe werden sollte – die Gruppe 5. [...] Nachdem die Erzieherinnen unsere Namen in Erfahrung gebracht hatten, ordneten sie jedem eine Nummer zu. Meine war die neun“ (44/5). Da sie ihre Geschwister elf Jahre, zum Teil länger nicht sieht, wird diese Gruppen zu ihrer Familie. Bemerkenswert ist, dass sie am Tag ihrer Abreise aus der ehemaligen DDR zu Kind 95 wird. „Ganz am Ende stieß ich auf jene, mit denen ich seit dem 19. Dezember 1979 tagein, tagaus zusammen gewesen war. Auf Platz 95 stand mein Name! 95 – diese Zahl passte zu meinem Leben in der DDR. Die Neun war meine Nummer schon ganz am Anfang gewesen, die Fünf war meine Gruppe. Beide Zahlen zusammen würden nun meinen Abschied von Deutschland bedeuten.“ (269)

Juliane U. Okuesa (2005:24) weist in ihrem Artikel über bikulturell aufwachsende Kinder auf Folgendes hin:

Ein bikulturelles Aufwachsen bietet gleichermaßen Chancen wie Risiken. Oft prallen Welten aufeinander, doch hält jede dieser Welten eine Fülle von Angebo-

ten in kultureller, sozialer und sprachlicher Hinsicht bereit. Das eröffnet die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit verschiedenen Weltauffassungen und Verhaltensweisen, Sprachen und Denkgewohnheiten. Wird diese Chance genutzt, ist das eine gute Voraussetzung, um eine »multikulturelle handlungsfähige Ich-Identität« und ein Verständnis für kulturelle und soziale Heterogenität aufzubauen.

Diese Möglichkeit ist Lucia und den anderen Kindern in Bellin und/oder Staßfurt nicht gegeben. Sie wachsen nicht bikulturell auf. Auch wenn es auf den ersten Blick so aussehen mag.

Lucia ist mit wenig traditionellen Gewohnheiten nach Bellin gekommen. Aus ihrer Zeit in Nyango ist vor allem der ständige Hunger präsent, „(i)ch hatte Hunger, wie immer“ (11) und dass sie sich von der Mutter, die in die Sowjetunion reiste, allein gelassen fühlt, was sie zur Bettnässerin werden lässt (22). Sie erwähnt eigentlich nur, dass sie ihren „Kuchen mit der linken Hand aß. Mutter sagte, dass ich das nicht tun dürfe, weil es bei unserem Volk, den Ovambo, verpönt sei“ (32). Selbstverständlich ist die neue Welt voller Dinge, die sie nicht kennt. So zum Beispiel die Schuhe, die sie oft „auf den falschen Fuß“ (46) zog, oder die Zahnpasta, die sie „begeistert futterte“, „ich kannte nur meinen schwarzen Zahnstrauch“ (46).

Es ist so, als ob sie die mitgebrachten Gewohnheiten über Nacht ablegen und in eine Kultur hineinwachsen müssen, die ihnen die deutschen Erzieherinnen aus ihrem deutsch-demokratischen Alltag vermitteln, wie das Märchenlesen, Fernsehschauen und das deutsche Essen. Zum anderen war aber auch die SWAPO-Kultur präsent, zu der das Erlernen traditioneller Tänze ebenso gehörte wie das Singen von Kampfliedern, das Schreien von Parolen und die vielen Appelle. So sagt Lucia: „Wir fühlten uns damals nicht als DDR-Kinder, sondern als SWAPO-Kinder“ (147). Dennoch ist dies eine bestimmte Art **einer** Kultur und erfordert kein „Sich-auseinandersetzen-müssen“ mit einer zweiten Kultur. Bikulturell ist ihr Leben hier noch nicht.

Sie sehen sich auch selber nicht als Namibier, denn sie durften aus Sicherheitsgründen niemandem sagen, „dass wir aus Namibia kamen. Wir waren einfach nur Afrikaner“ (92). Die SWAPO befürchtete „dass Feinde uns etwas antun könnten“ (92). So wuchsen die Kinder überaus behütet auf.

Problematisch wird es für die inzwischen in der Pubertät steckenden Jungen und Mädchen, als sie nach elf Jahren DDR plötzlich nach Namibia geschickt werden. Die nun mitgebrachten kulturellen Gewohnheiten stoßen hier nicht auf Akzeptanz, im Gegenteil, die jungen Erwachsenen, die von den Eltern abgeholt werden, müssen sehr schnell feststellen, dass das Leben hier ganz anders ist. „Es ist so schrecklich“ (278); „Wir verstehen uns nicht so toll mit unseren Eltern.“ (301). So hatte sich Mila z.B. entschieden „im DHPS-Heim zu leben“ (309) und Lucia erkennt, dass sie sich ein Leben in Namibia nicht „ausmalen“ kann (291). Der Aufenthalt in der DDR hat ganz eindeutig zu einer „sinkenden Identifikation mit der eigenen ethnischen Gruppe“ geführt.

Wer war ich überhaupt? War ich so wie jenes Tierchen, von dem ich mich als kleines Kind im sambischen Busch gefürchtet und das ich nie vergessen hatte? War ich ein *Fimbifimbi*? Ein Chamäleon? Mal weiß, mal schwarz? Welche Farbe sollte ich denn haben? Warum hatten sie mich zu einer Weißen gemacht, wenn sie

jetzt eine Schwarze wollten? Warum wollten sie, dass ich zur *Elite von morgen* gehörte – wenn sie mich jetzt auf einer Farm vergaßen? (298)

Im Laufe der Zeit wird ihr bewusst, dass sie vom SWAPO-Kind zum DDR-Kind geworden ist, „DDR-Kinder? Das hatte ich noch nie gehört! Aber es traf zu. [...] Ich war keine Namibierin; ich war ein DDR-Kind“ (305). Die Interaktionen mit den Mitgliedern der „eigenen“ Gesellschaft, also den Ovambo, verlaufen nicht erfolgreich. „Anstatt dass ich afrikanisch wurde, entwickelte ich mich wieder zu einer Deutschen“ (342). Sie sucht verzweifelt den Sinn in ihrem Leben,

Etwas, für das es sich lohnte, geboren worden zu sein. Zehn Jahre lang war das der Glaube an die SWAPO gewesen, an diese große Kraft, die mir meine Sorgen abnahm. Ich hatte zwar vieles erlitten, Schläge und Demütigungen, aber ich hatte ein Ziel gehabt. *Seid bereit, immer bereit*. Das war mir in den letzten Monaten abhanden gekommen. Mir war das nicht wirklich bewusst. Ich spürte nur diese Leere, die durch nichts ausgefüllt wurde (326).

Auch wenn zu Beginn die Befürchtung vor dem Rassismus der Namibia-Deutschen vorherrscht, entpuppen sich gerade diese Deutschen als diejenigen, mit denen sich viele der ehemaligen DDR-Kinder identifizieren konnten. Bei diesen deutschsprachigen namibischen Pflegeeltern erleben sie wieder die Akzeptanz einer Gesellschaft, stellt sich das Zugehörigkeitsgefühl wieder ein.

Der Erfolg einer Integration stellt sich also erst ein, als Lucia von den deutschen Pflegeeltern aufgenommen wird. Regine und Horst, ihre Pflegeeltern, ermöglichen ihr, die DOSW zu besuchen und schenken ihr somit ein wichtiges Stück ihrer Identität. Lucia ist nun auch wieder mit vielen der ehemaligen DDR-Kinder zusammen und den Drill in der Schule braucht sie offensichtlich, ist es doch wie ehemals in Bellin und Staßfurt. Lucia bekommt wieder gute Noten, sie „lernte weder für unseren Präsidenten noch für Mutter. Sondern einzig und allein für mich“ (341). Als sie mit ihrer neuen deutschsprachigen Freundin Natalie zu einer Party eingeladen wird, stellt sie fest, „plötzlich war ich das einzige schwarze Mädchen. Und niemand störte sich daran“ (343).

Dies ist ein Schlüsselerlebnis für Lucia, die langsam in ihrer alten, neuen Heimat ankommt.

In seinem Artikel „Verweigerung – Anpassung – Identität. Die Bedeutung der eigenen Sprache für eine Minorität“ behauptet Peter Paul Wiplinger (1996):

Sprache ist nie nur Identitätsmerkmal sondern Sprache ist Identitätsträger, die eigene Sprache sprechen ist Identitätsvollzug. Die Sprache und diese Sprache sprechen - und zwar so, dass man der Sprache auch gerecht wird - das sind die beiden wesentlichsten, voneinander untrennbaren Voraussetzungen, auf denen die Identität einer Volksgruppe und ihrer Angehörigen beruht, in ihr und dadurch realisiert wird.

Was bedeutet das für die ehemaligen DDR-Kinder? In Bellin mussten die Kinder sehr schnell die Erfahrung machen, dass plötzlich Dinge in ihrem Leben eine Rolle spielen,

für die es in Oshivambo kein Wort gibt. „Schnee wird wohl eines der ersten deutschen Worte gewesen sein, das ich lernte.“ (47) Natürlich ist es die DDR-Varietät, die sie erlernen, so spricht Lucia von „Plastekämmen“ (61) und „Broiler“ (68). Anfänglich dient die Muttersprache „Oshivambo“, die sie als Unterrichtsfach haben, auch zur Abgrenzung von den deutschen Erzieherinnen. „Wenn man Geheimnisse vor den deutschen Erzieherinnen hatte, beschützte uns unsere Sprache erst recht“ (62). Trotz des Unterrichts in Oshivambo wird Deutsch mehr und mehr zu der Sprache, die sie sprechen, zu der Sprache, die ihr „Identitätsträger“ ist.

Lucia denkt anfangs noch „auf Oshivambo, formulierte auf Deutsch“ (80), doch als sie in Namibia ist, merkt sie, „wie sehr meine Mutter Recht gehabt hatte, als sie mich ‘unsere Deutsche’ genannt hatte. Ich dachte auf Deutsch, träumte auf Deutsch und schrieb mein Tagebuch weiterhin auf Deutsch“ (323).

Wenn sie miteinander sprechen, sprechen die ehemaligen DDR-Kinder Oshi-Deutsch, eine Mischung aus Deutsch, Englisch und ihrer Muttersprache (324). So grenzen sie sich auch von den namibischen Deutschen ab, die ihrerseits zum Erstaunen der ehemaligen DDR-Kinder u.a. sagen „Mann, das Wochenende war total lecker. Ich krieg lecker. Das ist moi (sic!). Sorry, Mann, das hab ich nicht so gemeint, hey“ (305).

Eine ganz besondere Identifikation mit den anderen jungen Leuten, mit denen zusammen sie einen wichtigen Teil ihres Lebens verbracht hat, mit denen sie auch viel mehr verbindet als mit allen anderen wichtigen Menschen in ihrem Leben, kommt im Folgenden zum Ausdruck:

„Ame andimu wünschen ashishe shi gehen nawaInamu kala sauer man, nye ihr müsst eshi nicht so hart nehmen.“ (Ich wünsche euch, dass alles gut geht. Seid nicht sauer und ihr müsst das nicht so hart nehmen.) (374)

Fazit

Jedes der ehemaligen DDR-Kinder hat seinen persönlichen Lebensweg, Einige haben sich nicht hier zurechtfinden können, einige sind zurück nach Deutschland und suchen dort ihr Glück. Andere haben sich hier eingelebt, haben die Erfahrung gemacht, dass sie anerkannt werden und fühlen sich dazugehörig. Sie sind ein Teil der multikulturellen Vielfalt Namibias.

Zur Identität Lucias lässt sich sagen, dass sie aus einer Ovambo-Familie stammt, allerdings ohne signifikante Reaktionsmuster dieser Gruppe nach Deutschland gekommen ist. Dort hat sie eine fast pseudo-deutsche Identität entwickelt, denn sie wuchs in keiner Familie, sondern im Heim auf. Als sie nach Namibia zurückkehrt, ist das Identitäts-Chaos komplett. Erst in einer namibisch-deutschen Pflegefamilie findet sie sich. Doch ist dies kein einfacher Weg. Dass Lucia am Ende ihres Buches sagen kann „Ich bin Lucia Engombe. Tate Engombes Tochter.“ (347), gleichzeitig aber auch erkennt „Ich bin nicht mehr ganz dieselbe wie damals.“ (370), zeigt, dass sie ihre Identität gefunden hat.

Das bedeutet, dass Lucia ihrer namibischen Identität einen ganz wichtigen Platz in ihrem Leben einräumt. Sie gibt sich ganz deutlich als Tochter von Tate Engombe, dem umstrittenen Politiker in Namibia, zu erkennen. Aber sie gesteht sich auch ein, dass ihre

Identität eben nicht nur in eine Schublade passt, sondern facettenreich ist. Sie wurde durch die Zeit in der ehemaligen DDR maßgeblich geprägt. Aber auch die Zeit mit ihren Pflegeeltern hat ihre Identität beeinflusst.

Es ist unergiebig zu fragen, ob die Identität von Lucia und ihrer Gruppe namibisch oder deutsch sei. Sie umfasst beides und ist somit etwas ganz Besonderes. Wünschenswert wäre, dass die, die einst DDR-Kinder genannt wurden, auf ihre Identität stolz sind. Doch das Stadium zu erreichen, scheint nicht leicht zu sein, wie ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung vom 23.03.2010 zeigt. Hier berichten Monika Nambalela und Patrick Hashingola von der Schwierigkeit sich in zwei Welten, in zwei Kulturen zu behaupten.

Beide sehen ihre Rolle in der heutigen Gesellschaft in Namibia als einzigartig an. „Ich verstehe mich als Brückenbauer zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Namibia“, so Hashingola. „Auch 20 Jahre nach der Unabhängigkeit muss weiterhin ein besseres, gegenseitiges Verständnis gefördert werden“, betont er. (Gieffers 2010)

Doch, so sagen sie, einige meinten eine gespaltene Identität zu haben und seien daran zerbrochen. Lucia dagegen scheint es geschafft zu haben, sich mit ihrer Identität zu arrangieren, dazu hat das Schreiben des Buches *Kind Nr. 95* gewiss maßgeblich beigetragen.

Anmerkungen

- 1 Alle folgenden Seitenangaben ohne weitere bibliografische Angaben beziehen sich auf die Originalausgabe Lucia Engombe. *Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee*. Aufgez. v. Peter Hilliges. Berlin: Ullstein, 2005.
- 2 South West Africa People's Organisation
- 3 Meme ist auf Oshivambo die respektvolle Anrede für eine Frau.
- 4 Deutsche Höhere Privatschule in Windhoek
- 5 Deutsche Oberschule Windhoek, inzwischen DSSW: Delta Secondary School Windhoek

Literatur

- BORSUTZKY, BIRGIT 2006. „Oshi-Deutsch, ein Verein und viele Geschichten“ *Allgemeine Zeitung*, 21 Juni 2006, 9.
- ENGOMBE, LUCIA 2005. *Kind Nr. 95. Meine deutsch-afrikanische Odyssee*. Aufgez. v. Peter Hilliges. Berlin: Ullstein.
- GIEFFERS, HANNA 2010: Die Kokosnüsse von Namibia – Auf der Suche nach einer Identität In: AZ online: <http://www.az.com.na/lokales/die-kokosnsse-von-namibia-and-auf-der-suche-nach-einer-identitt.104046.php>
- KENNA, CONSTANCE 2004, 2. AUFLAGE. *Die „DDR-Kinder“ von Namibia – Heimkehrer in ein fremdes Land*. Klaus Hess Verlag, Göttingen/Windhoek.

- MASSINGUE, EVA 2005. *Sichtbar anders – aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher*. Herausgegeben vom Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e. V. Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
- OKUESA, JULIANE U. 2005. „Wo (ge)höre ich hin? Wo (ge)höre ich weg?“ In: Massingue, Eva 2005: *Sichtbar anders – aus dem Leben afrodeutsche Kinder und Jugendlicher*. Herausgegeben vom Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e. V. Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main: 17-35.
- SCHNELL, RAINER 1990. „Dimensionen ethnischer Identität“ In: ESSER,H./FRIEDRICHS,J. (Hrsg.): *Generation und Identität*, Opladen (Westdeutscher Verlag), S.43-72. [Volltext ist [hier](#) verfügbar]
- WIPLINGER, PETER PAUL 1996. „Verweigerung – Anpassung – Identität. Die Bedeutung der eigenen Sprache für eine Minorität“. In: e.journal – Literatur Primär (<http://www.thing.at/ejournal/LitPrim/wipp/minor.html>)